Mein zweiter Sommer in Amerika.

Ein Plauderstündchen bei Mme. Melanie Kurt.

„Die würdige Nachfolgerin einer Lilli Lehmann und Ternina" — das ist der Ausspruch derer, die Melanie Kurt, die große dramatische Sopranistin des Metropolitan Opernhauses, gehört haben. Frau Kurt, die nun schon den zweiten Kriegssommer hier in Norfolk, Conn., verbringt, wird in der kommenden Saison ihre Freunde in einer neuen Rolle überraschen, sie gedenkt, auf der Konzertbühne ihr Debut zu machen, nachdem sie sechs Jahre lang an der Berliner königl. Oper und zwei Jahre am Metropolitan Opernhaus in New York führende Rollen gesungen hat. Es sei hier aber gleich betont, daß ihr neues Wagnis in keiner Weise ihre Tätigkeit an der Metropolitan Oper beeinträchtigen wird.

Bisher hat man Frau Kurt nur in der Verkörperung der herrlichen Frauengestalten unserer großen Tonmeister kennen gelernt, und ihre Darstellung ist maßgebend gewesen neben anderen bedeutenden Interpretinnen solcher Rollen. Nun, zum ersten Mal, wird das Publikum Gelegenheit haben, die Primadonna als eigene Persönlichkeit zu hören und zu sehen, und diejenigen, die Frau Kurt kennen, wissen, welche Werte die Zuhörerschaft eintauschen wird. Im Konzertgesang kann die Künstlerin sich selbst geben, kann den ganzen Reichtum ihrer herrlichen Stimme nach Belieben entfalten und die Seele des Liedes nach eigenem Empfinden beschwingen. Die sommerliche Erholungszeit in Norfolk hat Frau Kurt keineswegs müßig verbracht. Arbeit und sportliche Unterhaltung füllen die Tage, die letztere ist für eine Künstlerin, die so angestrengt tätig war wie unsere liebenswerte Sängerin, ebenso notwendig wie erstere.

Die Studien zu ihrem ersten Konzerterscheinen nehmen einen großen Teil des Tages in Anspruch. Frau Kurt hat für ihre Zuhörer die schönen deutschen Volkslieder in Vorbereitung, mit deren Wiedergabe sie sich drüben eine begeisterte Gemeinde erworben hat und außerdem übt sie fleißig, um auch die Perlen des englischen Liederschatzes zu bemeistern.

Ueber ihren Sommeraufenthalt unter dem Banner der Sterne und Streifen befragt, erwiderte die Künstlerin: „Mein Aufenthalt in Norfolk läßt nichts zu wünschen übrig, wenn auch die Hoffnung auf baldige Beendigung des Krieges und damit die ersehnte Heimreise sich als schmerzliche Enttäuschung erwies. Nun verbringe ich schon den zweiten Sommer hier. Land und Leute treten mir immer näher — die Erinnerungen an das liebe Thüringen, die in mir wachgerufen wurden, als ich Norfolk zum ersten Male sah, hatten mich bewogen, meinen Sommeraufenthalt dort zu wählen, wo ich glaubte, am wenigsten Heimweh empfinden zu müssen. Statt dessen scheint es oft, als wären gerade diese Erinnerungen dazu angetan, meine Sehnsucht zu einem Punkte zu steigern, wo sie kaum mehr zu bekämpfen ist. Dann aber stellen sich auch regelmäßig wieder zwei ausgleichende Faktoren ein, die Arbeit und das Interesse, das meine lieben Freunde an mir nehmen. Die Natur trägt das ihrige dazu bei — denn wie gut läßt sich's hier arbeiten — ich sitze dann am Klavier, vor mir die Auszüge aus den neu vorzubereitenden Opern, daneben zur Abwechslung ein gutes Buch, da scheint es wirklich, als wäre ich aller Welt entrückt, und ein Friede kehrt bei mir ein, den nur die Arbeit bringen kann, Arbeit in solcher Umgebung. Nie vorher hatte ich Gelegenheit, so losgelöst von allem zu arbeiten, denn in der alten Heimat war der Ruf der Alpen zu stark und nur zu gerne gab ich meine Arbeit auf, um mich ganz in der Natur zu verlieren.

Und wie kamen Sie grad auf Norfolk, gnädige Frau?

„Ach das war schnell gefunden; als im Frühjahr vorigen Jahres die Verhältnisse sich durch den Krieg so gestalteten, daß eine Reise nach Europa als nicht ratsam betrachtet werden konnte — wer möchte sich auch gern einer so rigorosen Untersuchung unterziehen, wie sie die Engländer mit jedem Passagier betreiben — da ging ich mit meinen Freunden auf die Suche nach einem geeigneten Sommerplatz, und wir entschieden uns nach verschiedenen Besichtigungen von Wald- und Strandorten für Norfolk, wo ich diese Cottage auf Sunset Hill mietete. Die Ruhe hat mich in erster Linie dazu bestimmt, aber auch die Gegend. Wie Sie sehen, haben wir eine hervorragende Lage und genießen die schönsten Sonnenuntergänge. In ganz Deutschland könnte man nichts Schöneres finden."

Die Lieblingshündchen der Diva kamen hereinspaziert, kleine zottige, höchst wertvolle „Cocker Spaniels", die Frau Kurt auf ihren Wegen, selbst per Auto oder Boot zu begleiten pflegen. Sie sind ihr Stolz und werden mit viel Zärtlichkeit behandelt. In der Villa sieht man häufig und gern viele Gäste, und dann werden gemeinsam Autopartien arrangiert, Tennis gespielt und auf jede Weise des Lebens Bürde so leicht wie möglich genommen. Für geistige Genüsse sorgen die Gäste selbst, für die materiellen die bewährte, ostpreußische Haushälterin, deren einzige Beschwerde die teuren Lebensmittelpreise im neutralen Amerika sind.

Während ihrer „Kriegsgefangenschaft" hier hat Frau Kurt in hilfsbereiter Weise alle Unternehmungen zum Besten der deutschen Kriegsfürsorge unterstützt. Das letzte Konzert, an dem sie teilnahm, war in Carnegie Hall zum Besten der Thüringer, deren Wohl ihr am meisten am Herzen liegt.

1. Frau Melanie Kurt. — 2. Frau Karl Braun, Frau Johannes Sembach und Frau Kurt unter den Niagarafällen.— 3. Frau Kurt mit zwei ihrer Spaniels. — 4. Frau Kurt und Artur Bodanzky in Norfolk.

Ueber Heufieber, seine Nebenerscheinungen und Behandlung

Zur Zeit der Getreide- und Gräserblüte, entsteht bei vielen Personen eine charakteristische Gruppe von Krankheitserscheinungen, die nach drei- bis achtwöchentlichem Bestehen allmählich wieder verschwinden. Diese Krankheitserscheinungen äußern sich in einem sehr heftigen und anhaltenden Schnupfen, verbunden mit unerträglichem Juckreiz und Lichtempfindlichkeit. Dazu kommen Anfälle von Atemnot, Kopfschmerzen, Kitzel im Hals, Trockenheit des Schlundes, allgemeine körperliche und geistige Erschlaffung. Alles in allem das Krankheitsbild des Heufiebers.

Die Bezeichnung Heufieber ist nicht ganz richtig. Das Heufieber hat weder mit dem Heu noch mit dem Fieber etwas zu tun. Lange nahmen die Aerzte und auch die leidenden Personen an, irrtümlich beeinflußt durch die Eigentümlichkeit des periodischen Auftretens während der Heureife, daß diese unangenehmen Anfälle hiermit zusammenhingen. Ebenso wenig ist auch Fieber vorhanden; einige Kranke klagen allerdings über heißen Kopf und heiße Hände und Füße, wie auch über eine vorübergehende Hitzwelle im Oberkörper, doch vergehen diese Erscheinungen nach wenigen Minuten wieder.

Ein englischer Arzt, Bostock, der selbst an Heufieber litt, erwähnte 1829 zum erstenmal in einer von ihm veröffentlichten Schrift die eigentümliche Krankheit und gab als Grund die Sommerhitze an; man bezeichnete deshalb die Erscheinungen als Bostockscher Katarrh. Später wurde die Krankheit als Folgeerscheinung von verschiedenen andern Krankheiten, wie Gicht, Rheumatismus, neuropatische Anlage, Reflex-Neurose, überhaupt „als nervöse Veranlagung" bezeichnet. Ganz geklärt sind auch heute noch nicht die Ursachen des Heufiebers, dessen Behandlungsweise deshalb eine ebenso verschiedenartige ist. Darüber aber, daß das Heufieber keine Erkältungskrankheit ist, sind sich Aerzte und Patienten einig. Die Symptome des Heufiebers, wie Augenjucken, Niesen, Asthma, die sich durchweg anfallsweise mit einer Dauer von ¼—½ Stunde bemerkbar machen, würden sich von einem heftigen Schnupfen nicht unterscheiden, wenn sich nicht diese Unannehmlichkeiten in jedem Jahre um dieselbe Zeit, Ende Mai bis Anfang Juni und August wiederholten. Gar bald merkt man, daß der Erreger dieser Krankheit im Zusammenhang mit den blühenden Gräser- und Getreideblüte stehen müssen. So hat sich denn in den letzten zwei Jahrzehnten die Heufiebertheorie entwickelt, die sich mit dem heufiebererregenden Gräserteil, den an spinnwebdünnen Fäden herabhängenden Blüten, den sogen. Pollen, beschäftigt. Interessierte Gelehrte haben als heufiebererregendes Moment ein Gift von eiweißartigem Charakter, welches den Stärkekörnchen der Pollen anhaftet, wissenschaftlich nachgewiesen. Es ist ihnen auch gelungen, dieses Heufiebergift aus den Pollen als „Heufieberdiagnostikum" herzustellen, und dieses Mittel ruft, auf die Schleimhäute der Augen und der Nase gebracht, die Erscheinungen des Heufiebers hervor. Mit diesem Hilfsmittel ist es dem Arzt ein leichtes, das Heufieber von ähnlichen Krankheitserscheinungen, wie z. B. nervöser Schnupfen, zu unterscheiden und die Behandlung hiernach einzurichten.

In Ermangelung einer Statistik läßt sich über die Ausbreitung des Heufiebers nichts Bestimmtes sagen. Doch soll nach Ermittlungen des „Heufieberbundes von Helgoland" Nordamerika am meisten vom Heufieber heimgesucht werden; dann folgen England, Deutschland, Oesterreich-Ungarn und die Schweiz. Selbst in Afrika auf einer Jagdexpedition hat ein Mitglied des Bundes die Krankheitserscheinungen des Heufiebers bei sich und seinen schwarzen Begleitern konstatieren können.

Hinsichtlich des Lebensalters ist festgestellt worden, daß die größte Anzahl der Kranken sich in den sogen. Entwicklungsjahren (16—21 Jahre). Jenseits des 25. Lebensjahres nimmt die Zahl der Heufieberkranken langsam ab; über das 50.—60. Lebensjahr hinaus finden sich nur ganz vereinzelte Fälle.

Wie schützt man sich nun gegen das Heufieber? — In erster Linie dadurch, daß sich die Kranken einige Wochen vor der Blütezeit der Gräser an Orte begeben, wo diese nicht blühen oder schon geblüht haben, z. B. an die See oder ins Hochgebirge. Aber nicht alle Kranken haben Zeit und Geld, um in dieser Zeit auf 4—8 Wochen derartig bevorzugte Orte aufzusuchen. Was tun nun diese weniger bemittelten Kranken? — Schon einige Wochen vor der Wiederkehr der kritischen Zeit beginnt der Kranke mit Nasen- und Rachenspülungen, um die Schleimhäute abzuhärten. Zu diesem Zwecke: Gurgeln mit Zitronenwasser und Nasenspülungen. Alkohol- und Tabakgenuß sind einzustellen, obgleich auch die größte Abstinenz nicht vor dem durch Wind oft meilenweit getragenen Pollenstaub schützt. Am Tage kühle Hand- und Fußbäder; des Abends waschen der Augen mit verdünnter essigsaurer Tonerde (ein Teelöffel auf ½ Quart Wasser), außerdem tagsüber Tragen einer Brille mit rauchgrauen Gläsern. Möglichster Aufenthalt im Zimmer.

Nach 4—6 Wochen werden die Anfälle täglich seltener; die Augen sind morgens etwas zugeklebt, die Nase juckt sehr, das Allgemeinbefinden hebt sich, man merkt deutlich, die Krankheit verschwindet. Während das Heufieber an heiteren Tagen sich unerträglich fühlbar macht, so verringern sich die Symptome an Regentagen. Der Regen ist der beste Freund des Heufieberkranken, weil er den herumfliegenden Blütenstaub der Pollen auf den Erdboden niederschlägt.

Parvenütum in der Erziehung.

Hedwig Dohm, die hochverehrte Berliner Schriftstellerin, hat einen Artikel geschrieben, „Die Tochter im Hause der Mutter". Hierzu ergreift Margarete von Suttner, eine der führenden Schriftstellerinnen Deutschlands, das Wort als Erwiderung:

Der Artikel ist quasi eine Verteidigung der modernen Erziehung gegenüber der so häufig erhobenen Anklage ihrer Schuld an der Entfremdung der Tochter vom Elternhaus und der Mutter. Hedwig Dohms Meinung zufolge ist sie als Selbstverständlichkeit hinzunehmen, wo die Tochter einem Berufe nachgeht oder, noch besser, eine eigene Existenz gegründet hat.

Ohne widersprechen zu wollen, möchte ich nur konstatieren, daß wohl jedem von uns Fälle bekannt sind, wo gerade im Berufsleben stehende Töchter im allerinnigsten Freundschaftsverhältnis zur Mutter stehen und nicht daran denken, das Haus der Mutter zu verlassen. Es vollzieht sich hier vielmehr der reizend-eigentümliche Vorgang, daß im Laufe der Jahre, ganz sacht, ganz still, die Tochter zur Mutter — zur Beschützerin —, die Mutter zur Tochter — zur Beschützten — wird.

Aber von diesen veredelten Früchten, die der Baum der modernen Erziehung abwirft, möchte ich nicht weiter reden — es wäre eine neue Verteidigungsrede —, sondern von den wilden, die übermächtig ins Kraut schießen. Es gibt Fälle — allzu viele! —, wo die Entfremdung und das Einschätzen des Elternhauses als eine Art Absteigquartier und Speisehaus durch keinen Beruf, geschweige denn durch eine selbständig aufgebaute Existenz begründet sind, sondern durch —, es ist vielleicht angebracht, diesen Gedankenstrich offen zu lassen — —

Angesichts dieser Fälle drängt sich gebieterisch die Frage auf, ob denn die Entfremdung, diese Zustände, eine unabwendbare Folge moderner Erziehung sind oder vielleicht nur eine Begleiterscheinung des Uebergangsstadiums, der ethischen Unreife, die sich gleichermaßen auf die Erziehungsmethode wie die Mütter erstreckt, ob es sich nicht nur um eine Art von Parvenütum in der Erziehung handelt, das übertreibt, von einem Extrem ins andere gerät, und in seiner Art ebenso abgeschmackt ist wie starrer Konservatismus. Denn daß es in der Erziehung, die sich bis zu einem gewissen Grade mit den jeweiligen Sitten und Gepflogenheiten deckt, Parvenütum, Snobbismus und übertriebene Modernität gibt — ebenso wie das Gegenteil — das ist über jeden Zweifel erhaben.

Die Mütter, die dank ihrer Vorbildung der Aufgabe der Erziehung gewachsen sind, sind noch allzu gering an Zahl. Wo normale Verhältnisse und Charaktere in Frage stehen, tragen — wie ich glaube — sie und nicht die Prinzipien der modernen Erziehung schuld an dem, worüber sie selber Klage führen. Oft genug sät die Mutter selber, solange das Kind noch in den ersten Kinderschuhen steckt, das Unkraut der Entfremdung, Vergnügungssucht, ungebührenden Tons u. a. m. Sie läßt es zehn und mehr Jahre unbehindert wachsen und ist dann eines schönes Tages hochverwundert, es zu unausrottbarem Gestrüpp verdichtet zu sehen. Aber das nicht, weil sie die Gebote der modernen Erziehung genau befolgte, sondern weil sie sich ihre eigene, ihr bequeme Modernität zurechtmachte.

Zwischen den Lebensgepflogenheiten auf dem Lande und in den Großstädten liegt eine viel zu weite Kluft, als daß beide gleichzeitig beleuchtet werden könnten, aber da es sich ja, bei den ins Auge gefaßten Erscheinungen, hauptsächlich um die letzteren handelt, so sei nur auf sie ein hochillustratives Streiflicht geworfen. Ungeachtet der Tatsache, daß das engere Stadtviertel, in dem ich wohne, ausschließlich gebildete Bevölkerung beherbergt, sind die schönen, baumbewachsenen Straßen Tummelplätze zahlloser Kinder, deren Gebaren die schönen Grundstücke geradezu entwertet. Während kurzer Tagesstunden ist die Aufsicht über diese Kinder auf die Schule abgewälzt, während der andern, bis auf die Mahlzeiten, sind sie offenbar unbeaufsichtigt. Ihr Benehmen ist, wenn man sie untereinander beobachtet, oft geradezu abstoßend. Wenn es, um die Jugend zu ihrem Recht kommen zu lassen, um gesunde, tüchtige Menschen aufzuziehen, erforderlich wäre, sich dermaßen ungebundener Freiheit zu erfreuen, dermaßen zu toben, zu schreien und gemeine Worte über Straßen und Plätze zu schreien, dann müßten sämtliche Kinder aus fürstlichen Häusern elende, verkümmerte Geschöpfe sein, sind sie doch nie ohne Aufsicht, und beigeiten gezwungen, Selbstbeherrschung zu lernen.

Diese Kinder, die von seiten der belästigten Passanten manches beleidigende Wort einstecken müssen — das allein ist verderblich, denn es zieht das gewisse „ich lehr' mich nicht dran" groß —, die abends im Galoppschritt nach Hause rennen, abgehetzt, mit wirren Haarsträhnen, über und über mit Staub bedeckt, vollgesogen von der ganzen Unkultur einer Schar unbeaufsichtigter, junger Menschenkinder, nehmen, wenn sie sich zu Tisch setzen, eine Maske um. Fast als Fremde sitzen sie am elterlichen Tisch, um oft genug, mit dem letzten Bissen in der Hand, abermals die Straße unsicher zu machen.

Wo sind die Mütter all dieser Kinder zwischen sechs und sechzehn Jahren? . . . Wer ausginge, sie zu suchen, der würde ein gut Teil in den Warenhäusern und den immer zahlreicher werdenden Klubs und Vereinen finden; kaum, daß dort ein Apfel zur Erde fallen kann. Und aus der Menge sollte er weder die ganz schlichten herausfinden, noch die ganz eleganten; jene sind keine „Habitués", diese lassen wenigstens „Fräulein" zur Aufsicht zurück, sondern das Mittelding, bei denen es nicht für das „Fräulein", wohl aber für das persönliche Plaisier reicht. Irgendwie . . . .

So sucht sich also die Tochter von klein auf ihr eigenes Plaisier — wird ja angehalten, es zu tun. Was Wunder, wenn dabei auch Geschmack, Neigungen usw. eigene Bahnen einschlagen, was Wunder, wenn sie auf die alltäglich heruntergeleierten, stereotypen Ermahnungen, dies zu tun und jenes zu lassen, gar nicht mehr hinhört; weiß sie doch, daß keinerlei Kontrolle erfolgt.

Und was nun Blanche vom sechsten Jahre tat, daß sollte sie mit sechzehn lassen? Ja, warum denn in aller Welt? Mit ihr zugleich wuchsen ihre Ansprüche an Freiheit, Selbständigkeit und Vergnügen, weder sie noch die moderne Erziehungsmethode sind also die Schuldigen, sondern die Mutter, die sehr häufig selber zu unerzogen, zu unreif ist, um die Freiheit, die man ihr gibt, richtig anzuwenden. Sie ist in ihrer Art ein Parvenü, außerstande, das Gleichgewicht zu halten zwischen Bakel und Fessel und Zügellosigkeit, sich selbst überlassen sein, Toben auf Straßen und Plätzen, Wandern und Ausflüge machen, oft unbekannten Zieles immer unter Altersgenossen, denen gegenüber kein Zwang besteht, denen die Kultur der Jahre fehlt.

Ja, die modere Erziehung, ist in der Theorie vortrefflich, nur leider, daß das Lenken mit schlaffen Zügeln einer viel weicheren, aufmerksameren Hand bedarf als jenes mit straff angezogener Leine. Hier spannt der Bildungsparvenü die Zügel einfach ein wenig zu straff an —, dabei kann nicht so leicht etwas passieren, es tut nur ein bißchen weh! —, dort aber läßt er sie schleifen, und dabei gehen die Fohlen durch. Im richtigen Lenken — die Zügel immer schön locker, aber unter wachsamen Auge doch fest in der Hand —, unterrichtet die Kultur von Herz und Verstand.

Heinrich Hansjakob†

Heinrich Hansjakob, der streitbare badische Pfarrer und kraftvolle Volksschriftsteller, ist im 79. Lebensjahre gestorben. Er war ein kernhafter Mann, der mit knorriger Hartnäckigkeit für seine Ueberzeugung eintrat und in seinem Haß gegen alles moderne Wesen oft vorbeihieb; aber im Innersten seines Wesens deutsch, von aufrichtiger Ehrlichkeit des Herzens, gläubig, doch unabhängig, ein „freier Frommer", wie er einmal sich selbst genannt hat.

Von der Art, wie er ins Leben sah und Gestalten für seine Erzählungen suchte, gibt die Reise ins Elsaß, die er vor einem Jahrzehnt unternahm, ein gutes Bild. In der Zeit der Eisenbahnen schirrte er die Rosse vor den eigenen Wagen und fuhr von Freiburg aus auf der rechten Rheinseite landabwärts, durch ganz Baden und Hessen, dann auf dem linken Ufer durch die Pfalz ins Elsaß hinein. Mit Vorliebe suchte er die abgelegenen Ortschaften auf, wo die Menschen noch nichts von den üblen Lockungen der Kultur wußten. So war er schon früher durch Württemberg und Bayern bis ins ferne Böhmerland gefahren und hatte die Käuze, die er in den Hütten am Wege fand, für seine Dichtung eingefangen. Mit frischer Kraft, ohne besondere Kunst erzählt er dann von diesen Menschen und von der Natur, die ihm fast ebenso hoch stand wie der Glaube, dem er diente. Hans Jacob war nicht so literarisch wie Auerbach und kein zartes Dichtergemüt wie Rosegger, in deren Nähe ihn die Literaturgeschichte einmal stellen wird, aber er war wohl eine stärkere und menschlich freiere Natur wie diese beiden. Schon eine Kampffreudigkeit beweist das, die weder vor der Regierung, noch vor den kirchlichen Vorgesetzten zurückwich und von Kompromissen nichts wissen wollte. Wiederholt wurde er in politischen Kämpfen mit Festungshaft bestraft, aber immer wieder sagte er in saftigen Broschüren den badischen Ministern seine Meinung.

1837 zu Haslach im Kinzigtal als Sohn eines Bauern und Bäckers geboren, besuchte Heinrich Hansjakob erst die Volksschule, dann das Gymnasium in Rastat. 1859 trat er in das geistliche Konvikt in Freiburg ein und studierte an der dortigen Universität Theologie und Philosophie. 1863 wurde er zum Priester geweiht, 1864 machte er seinen Doktor und schlug dann zuerst die Laufbahn des Lehrers ein. Als er durch seine Teilnahme an den politischen Kämpfen sich mißliebig gemacht hatte, nahm er 1869 seines Dienstes entlassen, bald darauf aber zum Pfarrer in Hagenau am Bodensee ernannt. Von 1871 bis 1881 gehörte er als Abgeordneter der zweiten badischen Kammer an, seit 1884 war er Stadtpfarrer in Freiburg i. B.

Seine eigenen Erinnerungen hat er in den Büchern „Im Gefängnis", „Auf der Festung", „Aus der Jugendzeit", „Aus der Studienzeit", „Aus dem Leben eines Vielgeprüften" beschrieben. Von seinen dichterischen Schöpfungen sind „Schneeballen", „Waldleute", Erzbayern" und „Wild Kirschen" am bekanntesten geworden. Seine gesammelten Schriften wurden herausgegeben.

Darwin und Wallace.

Eine wertvolle Veröffentlichung zur Geschichte der Naturwissenschaften im neunzehnten Jahrhundert ist soeben in England in Gestalt eines Buches erschienen, das über Entstehung und Entwicklung der Lehre Darwins an der Hand der besten Quellen berichtet, die hierfür überhaupt in Frage kommen, nämlich der autobiographischen Aufzeichnungen und Briefe von Wallace und Darwin. James Marchant hat unter dem Titel „Alfred Russell Wallace; Briefe und Erinnerungen" ein zweibändiges Werk verfaßt, in dem er, wenn auch Wallace der Hauptgegenstand seiner Darstellung ist, die beiden untrennbar zusammengehörigen großen Forscher stets parallel behandelt, soweit dies möglich war. Rein biographisch hat er natürlich nichts wesentlich neues beibringen können, denn er war auf die 1905 erschienene Selbstbiographie von Wallace angewiesen. Den wertvollsten Teil seines Buches bildet daher die Veröffentlichung des außerordentlich umfangreichen Briefwechsels, den Wallace mit zahlreichen zeitgenössischen Gelehrten geführt hat. Das anziehendste hierin dürfte die Korrespondenz zwischen Wallace und Darwin sein, die volle zwei Drittel eines umfangreichen Bandes füllt, denn aus ihr werden die wertvollsten Ergänzungen zur Geschichte des Darwinismus zu entnehmen sein. Es versteht sich von selbst, daß in dem Briefwechsel zwischen Darwin und Wallace auch der Prioritätsstreit um die Abstammungslehre eine Rolle spielt. Freilich war von einem Streite zwischen beiden Forschern nie die Rede, und hierfür mag aus dem Marchantschen Buche eine Stelle aus einem Briefe Darwins angeführt werden: „Ich hoffe, für Sie ist es eine Befriedigung (in meinem Leben waren wenige Dinge für mich befriedigender), sich vorzustellen, daß wir nie eifersüchtig gegeneinander waren, obwohl wir in gewissem Sinne Nebenbuhler sind. Ich glaube, von mir kann ich das wahrheitsgemäß sagen, und ich bin vollkommen sicher, daß dies auch von Ihnen gilt."

Sinnspruch.

Verstandenwerden! — Das ist das Höchste, das schönste Gefühl auf Erden. — Das ist es, was jeder tiefangelegte Mensch anstrebt, ohne es zu wissen. — Liebe! — ist das nicht der Drang, verstanden zu werden und selbst zu verstehen? — —

* * *

Großbritannien hat vor dem Kriege jährlich aus der Kolonie Neuseeland etwa 100,000 Pfund Honig eingeführt